

# Die Entstehung unserer Kleidung [Teil 1]

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **39 (1934-1935)**

Heft 9

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-313041>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

bernischen Lehrerinnen liegt es, dass die bernischen Ortsgruppen durch die von Fräulein Steck vorgeschlagene Neugestaltung der Statuten in engere Fühlung mit dem Zentralvorstand kamen. Durch die Generalversammlung von 1922 wurden diese neuen Statuten einstimmig genehmigt. In achtjähriger Tätigkeit setzte sich Fräulein Steck mit echt bernischer Zähigkeit je und je für die Förderung der Lehrerinneninteressen ein. Es war ihr wenigstens vergönnt, die Verwirklichung der vierjährigen Seminarzeit für die Lehrerinnen mitzuerleben.

Als Mitglied der Heimkommission des Schweizerischen Lehrerinnenheims war Dora Steck auch jahrelang mit gleichgesinnten Kolleginnen tätig. Die Fürsorge um alternde Kolleginnen lag ihrer hilfsbereiten Natur, wenn sie auch gelegentlich – aus so starkem Holz wie sie gebaut war – als etwas zu gewaltsam empfunden wurde. Immer aber wollte sie sich zum Besten des Vereins einsetzen. Sie hat ihn bis zuletzt in ihren Gedanken behalten. Wir danken ihr dafür. Im Verstehen des Ganzen, in dem Sich-dafür-einsetzen liegt die lösende Harmonie, die wir alle so nötig haben, wenn uns auf dem Boden herber Realität Dissonanzen treffen. Unser Dank umklinge die grosse Ruhe der Geschiedenen.

M. B.

---

## Die Entstehung unserer Kleidung

(Für Kinder erzählt von den Schülerinnen des st. gallischen Arbeitslehrerinnenseminars in einem Sammel-aufsatz «Etwas Geschichte im Nadelarbeitsunterricht», veröffentlicht von der «Schweizerischen Arbeits-lehrerinnen-Zeitung».)

H e m d , K l e i d , J a c k e , R o c k , H o s e

Fast in allen Schulklassen näht ihr im Nadelarbeitsunterricht ein Hemd. Ueber seine grosse Bedeutung in der Geschichte der Menschen wisst ihr aber vielleicht nichts. Darüber möchte ich euch nun erzählen und zeigen, dass die Menschen eine rechte Spanne Zeit brauchten, bis sie die Form des Hemdes, dieses Schlupfkleides, fanden, und dass dann dieses Schlupfkleid zum Urahn fast aller Kleidungsstücke geworden ist, die wir heute tragen.

Ursprünglich waren die Menschen wohl gar nicht oder sehr wenig bekleidet. Wir glauben darauf schliessen zu können nach der Lebensweise von Völkern, die heute noch auf einer Kulturstufe stehen, die wir schon seit Tausenden von Jahren überwunden haben. Von diesen Völkern hören wir, dass sie das Schmuckbedürfnis zur Kleidung führt, dass sie in ihren Körper Narben ritzen, ihn bemalen, ihn aber auch behängen mit Fellen, Bastgeflechten und Tüchern aller Art, und das nicht lediglich zum Schmuck, sondern auch zum Schutz. In unsern nördlicheren Gegenden wird wohl in erster Linie das Schutzbedürfnis die Kleidung bedingt haben. Umgehängte Tierfelle mussten vor Nässe, Kälte und Verletzungen schützen. Nach und nach lernten unsere Vorfahren aus solchen Fellen Leder bereiten, und die abgeschorenen Haare führten dann zur Herstellung von Wolle. Denn als die Menschen ihr Wanderleben aufgaben und sesshaft wurden, hielten sie sich Haustiere, darunter Schafe. Neben der Jagd trieben sie nun aber auch Ackerbau. Sie pflanzten Flachs an und spannen und woben in vermehrter Masse. So konnte man sich nun auch in Tücher kleiden. Wir finden in den Museen schon ganz wundervolle Gewebe aus jenen Zeiten. Es gab auch solche aus Bast, ja vereinzelt sogar aus Baumwolle und Seide. Die beiden letztgenannten Stoffe sind allerdings aus südlichen Ländern zu uns gekommen.



1



2



3



4



5



6

Und nun vom Stoff des Kleides zu seiner Machart! Felle und Tücher schlug man wohl vorerst nur lose um den Körper (Abb. 1, 2 und 3), befestigte sie aber etwa mit Nadeln, einer Art Sicherheitsnadeln (man nennt sie Fibeln) und mit einem Gürtel. Viele solch kunstvolle Nadeln könnt ihr in unsern Museen sehen, und dass der Gürtel früher ein sehr bedeutsames Kleidungsstück war, wisst ihr aus Sagen und Märchen. In warmen Ländern bekleidete man sich vielleicht nur mit einem Tuch um die Lenden. Griechische und römische Statuen zeigen uns, wie man es auch verstand, ganze Kleider aus einem Tuch zu bilden. Wollt ihr nicht versuchen, euch selbst einmal in einen griechischen Mantel (Abb. 2) zu kleiden? Man war eigentlich darin eingewickelt, wie ein Blumenstrauß in einem Papier. Der Mantel bestand aus einem langen, breiten, rechteckigen Tuch. (Verwendet dazu ein Leintuch!) Mit dem Wickeln begann man unter dem rechten Arm mit einer Ecke des Tuches, legte dasselbe über die Brust, unter dem linken Arm durch, über den Rücken, wieder unter dem rechten Arm durch und schräg hinauf zur linken Schulter, wo eine Ecke noch auf den Rücken hinunter fiel. Vorn bildete sich durch das schräge Ansteigen ein langer Faltenwurf. Der rechte Arm und die rechte Schulter blieben frei. Ist es euch nicht wohl in eurer Hülle? Aehnlich war der Mantel, die Toga des Römers, nur aus einem ovalen Tuch. Man hatte aber neben diesen schweren Mänteln auch leichtere Ueberwürfe. Unter ihrem Mantel trugen die Griechen ein Kleid (Abb. 3). Auch dieses könnt ihr nachahmen. Dasselbe bestand ebenfalls aus einem grossen Tuche. Dieses schlang man so um sich, dass seitlich die beiden Schnittkanten unter dem rechten Arm zusammentrafen. Dann wurde das Ganze bis zum Hals hinaufgezogen und auf beiden Achseln mit Nadeln so zusammengerafft, dass noch der Hals und die Arme frei blieben. Vorn bildete sich dadurch der sogenannte griechische Ausschnitt. Auf der einen Seite war also das Kleid offen. Es wurde nur durch einen Gürtel in der Taille festgehalten. Für den obern Teil des Kleides legte man allerdings sehr oft einen Ueberschlag genau so wie an unsern Oberleintüchern und steckte dann die Bruchkanten auf den Schultern zusammen. Der Ueberschlag lief entweder unter dem Gürtel durch oder fiel lose darüber und bildete so fast eine Art Bluse. Wenn ihr aber das einfache Kleid ohne Ueberschlag kurz schneidet, wie das auch die Griechinnen etwa taten, so habt ihr ein ganz hübsches Turnkleidchen. Ihr geht nun vielleicht einen Schritt weiter und näht auf der rechten Seite die beiden Stoffenden zusammen. Den gleichen oder einen ähnlichen Schritt taten wohl die Menschen vor Tausenden von Jahren; sie haben dadurch die Hemdform gefunden, das heisst, aus dem umgelegten losen Fell- oder Tuchkleid ein genähtes Schlupfkleid gestaltet (Abb. 4). Ihr seid vielleicht gar nicht erbaut über diesen Schritt; denn er hat zu den Hinterstichnähten, und was noch schlimmer ist, zu den Wallnähten geführt. Aber denkt euch die Schwierigkeit, wenn ihr jeden Morgen ein Tuch um euch herum in schöne Falten legen müsstet, und stellt euch auch vor, wie diese ganze Arbeit zunichte würde, wenn man sich während des Tages ungeschickt bewegte!

Wieso ist nun aber dieses Hemd der Urahne fast aller unserer Kleidungsstücke geworden? Das neugewonnene genähte Schlupfkleid, das Hemd (Abb. 4), machte eben im Laufe der Zeit die verschiedensten Veränderungen durch, kurze, lange, halblange Aermel wurden eingesetzt oder angeschnitten; man trug es kurz, man trug es lang, in Fell, in Geweben aus Leinen, Wolle, Baumwolle, Seide, gemustert, einfarbig, eng oder lose, vorn geschlitzt, vorn ge-

schlossen, offen als Mantel usw. (Der Mantel bestand jedoch lange in einem umgeworfenen Tuch. Unsere Radmäntel erinnern noch an diese Form.) Bei all den verschiedenen Veränderungen wurde der Luxus oft so weit getrieben, dass die Behörden Kleiderverordnungen ergehen lassen mussten, um den mannigfachen Auswüchsen entgegenzuwirken.

Im Norden ist man in Europa früher als im Süden zum genähten Kleide vorgedrungen, wohl der Kälte wegen. Und dort ist sicher die Frau am ehesten zu jenem bedeutsamen Schnitt gedrängt worden, der das Hemd in zwei Teile trennte und Rock und Jacke (Abb. 5) schuf und so auch eine besondere weibliche Kleidung. Bis dahin unterschieden sich nämlich Frau und Mann in ihrer Kleidung gar nicht oder kaum. Die Griechen trugen das gleiche Kleid wie ihre Frauen, nur etwas tiefer gegürtet, und auf einem alten Grabsteine hat man sogar eine trauernde Germanin abgebildet gefunden in Hosen und einer enganliegenden Jacke.

Die Hose (Abb. 6) kannte man schon in uralter Zeit, und zwar die beiden Arten, welche wir heute unterscheiden, die lange und die kurze. Die lange Hose wurde wohl zuerst im Orient getragen, und von dort hat sie den Weg zu den Germanen gefunden. Ursprünglich bestand auch sie aus Stoffstücken, die man zum Schutze um die Beine wand, oder aus Lappen, die vorn am Bein oder auf der Seite mit Fibuln oder Knöpfen zusammengehalten wurden. Die kurze Hose hat sich vielleicht aus dem Lendentuch entwickelt. Sie wurde in Gallien getragen, und von dort ist sie zu den Germanen vorgedrungen und hat die lange Hose verdrängt. Endlich ist sie über die Alpen zu den Römern gekommen, welche diese Bekleidungsart bis anhin immer als barbarisch abgelehnt hatten. Nach und nach war die Hose aber zum charakteristischen Merkmale der männlichen Kleidung geworden. Auch sie hat die Mode im Laufe der Zeit bald so, bald anders gestaltet. Die Ritter trugen zum Beispiel beide Arten Hosen miteinander, eine Art Badehose, die Bruch- und die eigentlichen Hosen, d. h. zwei lange, enganliegende Strümpfe, die oben befestigt werden mussten. Ihr versteht nun, warum man heute noch das Wort Hose häufig in der Mehrzahl braucht und von einem Paar Hosen spricht, wenn man damit auch nur ein Beinkleid meint.

Wie die Frau zum Rock, so trug der Mann zu der Hose eine Jacke (Abb. 6), die sich auch immer wieder veränderte, sich verlängerte und verkürzte, erweiterte und verengte, je nach der Mode. Als sie einmal sehr enge war und man sie kaum mehr überziehen konnte, schnitt man sie vorne entzwei; und diese offene Jackenform tragen die Herren auch heute.

So, und nun hätte ich erklärt, wie aus einem umgeschlagenen Tuch- oder Fellkleid das genähte Schlupfkleid, das Hemd, entstanden ist und wie sich aus diesem Kleid Rock und Jacke entwickelt haben. Auch von der Männerhose habe ich erzählt, und trotzdem seid ihr vielleicht nicht zufrieden mit mir. Ja, vielleicht habt ihr sogar einen Vorwurf auf der Zunge, ich hätte das Wort Hemd für Kleid, Jacke oder Rock gebraucht. Gut, ich will mich rechtfertigen, und dabei kann ich euch gleich noch kurz etwas von den Unterkleidern erzählen. Im Worte Hemd steckt die Grundbedeutung Hülle. Zuerst zogen die Menschen jedenfalls nur eine Hülle an, dann aber wohl mehrere übereinander, manchmal liess man auch die eine etwas vortreten, unten, am Halse oder an den Aermeln (denkt an unsere Trachten!). Nur der alleruntersten, welche die Römer erst seit dem 4. Jahrhundert gewöhnlich aus Leinwand nähten, verblieb der Name Hemd, und im Laufe des Mittelalters hat sich dann diese Unter-

scheidung von Wäsche und Kleider allgemein durchgesetzt. In einigen Mundarten im Tirol bedeutet Hemd jedoch heute noch Jacke, und wenn ihr selber von einem Arbeits-, Chor-, Fuhrmanns- oder Panzerhemd redet, so meint ihr damit auch kein Kleidungsstück, das man unmittelbar auf der Haut trägt. Von dem grossen römischen Kaiser Augustus hiess es, er trage im Winter vier Tuniken (römische Kleider) übereinander, darunter ein Hemd, ein wollenes Leibchen (Unterjäckchen) und Kniehosen. Am Anfang des 19. Jahrhunderts klagte ein Redner über die Kleiderhäufung bei den Herren; ging damals ein modischer Herr aus, so hüllte er sich in mindestens 15 Hauptstücke, meistens aber in mehr als 20. Auch unsere Grossmütter bekleideten sich mit mehreren Unterröcken übereinander. Diese waren wattiert oder aus schweren Stoffen wie Flanell oder Moiré. Stellt euch einmal solch beladene Menschen vor!

Im frühen Mittelalter vergass man wieder, Hemden zu tragen, aber die Bekanntschaft mit orientalischen Sitten hat später wohl zu ihrer Wiederaufnahme geführt. Und seither betrachtete man es als etwas Ungeheures, wenn einer sein Kleid auf blossem Leibe trug. Nachts zog man allerdings noch lange kein Hemd an. Welche Bedeutung hat aber das Hemd in unserer Zeit gewonnen! Als Abzeichen politischer Parteien wird es mit Stolz gezeigt. Habt ihr schon von den Schwarz-, Braun- und Blauhemden gehört?

Um vollständig zu sein, muss ich euch nun noch von zwei weiteren Unterkleidern erzählen. Zuerst von einem ganz unvernünftigen, vom Korsett. Im Mittelalter trug man einmal oben ganz enganschliessende Hemden, die in weiten Falten auf den Boden fielen. In der Taille konnten sie geschnürt werden. Man kam auf den Gedanken, diesen Teil gesondert vom Hemde zu tragen, und schuf so das Mieder, den Schnürleib, mit dem die böse Stiefmutter das arme Schneewittchen ums Leben bringen wollte. Denkt euch, sogar die Männer schnürten sich! Das andere Unterkleid, von dem ich mit euch reden möchte, das Beinkleid der Frau, scheint im 18. Jahrhundert noch als unschicklich zu gelten und nur ausnahmsweise getragen zu werden, etwa der Kälte wegen. Und stellt euch vor, es konnte aus Wollstoff oder sogar aus grünem oder schwarzem Samt gefertigt sein. Man gab damals eben überhaupt mehr auf kostbare als auf saubere Unterkleider. Eine französische Gräfin soll sich einmal recht ungehalten geäussert haben über eine Kammerjungfer, die ihre Wäsche häufig wechselte. « Was hat das für einen Sinn », sagte sie, « zu meiner Zeit hatten wir nur zwei Hemden, die man erneuerte, wenn sie verbraucht waren. Aber wir trugen dafür seidene Roben! » Mutet uns dieser Ausspruch nicht seltsam an! Im 19. Jahrhundert finden wir jedoch unter den Garderobestücken der eleganten Damen auch lange Beinkleider mit Spitzenbesatz, und Kinder mit vortretenden Hosenstössen habt ihr sicher schon auf Photographien jener Zeit gesehen. Vor 50 Jahren trugen aber einfache Frauen noch keine Hosen. Wenn unsere Grossmütter solche besaßen, so waren sie lang und offen, d. h. sie bestanden aus zwei oben zusammengefügt Stössen. Unten waren sie oft mit reichen St. Galler Stickereien oder mit breiten Strick- und Häkelspitzen geschmückt. Jetzt tragen wir die Beinkleider kurz; aus den offenen sind geschlossene Schlitz- oder gar Schlupfhosen geworden, die wir, wie alle Unterkleider, meistens möglichst einfach ausstatten. Ihr, in der Arbeitsschule, werdet darüber nicht unglücklich sein; was aber sagen wohl die St. Galler Fabrikanten dazu und ihre vielen Fabrik- und Heimarbeiter zu Stadt und zu Land? (Fortsetzung folgt.)